



pflichtlektüre

Studierendenmagazin für Dortmund

042017

HAUPTSACHE VON GESTERN

4 Menschen, 4 mal Retro

VON MAIKE VELDEN



Und schon wieder ist Textschluss – ist der vorherige nicht erst ein paar Tage her? Ich musste doch gestern noch Artikel fertig schreiben. Kann das sein? Wir Autorinnen und Autoren haben in die Tasten gehauen und ich habe schnell das Editorial geschrieben, damit die Druckerei unser Magazin ausliefern kann.

In meinem Kleiderschrank in meinem WG-Zimmer liegen neben ein paar Teilen, die ich neu gekauft habe, auch viele Secondhand-Sachen. Mein Bücherregal ist voll von Büchern, die schon mal jemand anderes gelesen hat. Manchen sieht man das an, andere sehen aus wie neu. Wenn ich gefragt werde, woher meine Bücher oder die Klamotten stammen, antworte ich stolz: „Vom Flohmarkt.“ Was viele belächeln, gefällt mir total gut, genauso wie den Studierenden aus Danas Text rund um den Retro-Trend (Seite 12). Unsere Autorin hat mit ihnen darüber gesprochen, was sie am Leben im Rückwärtsgang so fasziniert. Dabei bleibt es – anders als bei mir – nicht nur bei Kleidung. Konstantin etwa geht regelmäßig mit Freunden kegeln und Johannas Secondhand-Möbel können nicht alt genug sein.

Aufgepasst, in dieser Ausgabe wird es außerdem blutig: pflichtlektüre-Autorin Rebecca hat an der TU Blut gespendet – und das, obwohl ihr beim Anblick von Blut übel wird. Davon hat sie sich jedoch nicht abhalten lassen und recherchiert: Was passiert mit dem Blut nach der Spende? Rebecca hat ein Labor besucht, in dem die Proben aufwendig untersucht werden. Dabei hat sie herausgefunden, wie wichtig der richtige Umgang mit den Konserven ist. Mehr dazu lest ihr ab Seite 10.

Viel Spaß beim Durchstöbern der allerletzten pflichtlektüre wünscht

Maïke

Wir melden uns im Wintersemester 2017/18 zurück – und heißen dann Kurt.

ÜBER DAS LEBEN IM
RÜCKWÄRTSGANG UND WAS
DIESE DOSE DAMIT ZU TUN HAT

14



10 UNSERER AUTORIN WURDE BEIM
SPENDEN SCHLECHT, ABER ES
WAR JA FÜR EINE GUTE SACHE

20

IM AMATEURFUSSBALL
WIRD ASCHER IMMER
WICHTIGER – JEDOCH
NICHT AUF DEM PLATZ



INHALT



04

MOMENTE

Für diese Fotos haben wir eine Nacht durchgemacht

08

PFLICHTTERMINE

Mei, was ist das schön:
Rock im Zelt und Licht im Park

09

ANGESCHRIEBEN

H&M-Hosen passen nie!
Also wirklich nie!

10

DRACULAS LEIBSPEISE

Was wirklich mit dem Blut passiert –
nach Transsilvanien geht es nicht

14

ZEUG VON GESTERN

Früher war mehr Lametta,
Kegeln übrigens auch und Teppich

18

APROPOS ... RETRO

Warum so viele diesen Trend so
toll finden – eine Expertin erklärt's

19

SPECIAL OPS

„Jeder kann Künstler“: Maika malt
mit Besuchern im Museum Ostwall

20

ASCHE ZU ASCHE

Kunstrasen kann *nicht* jeder, vor
allem nicht Vereine mit wenig Geld

27

SAG MAL, PROF ...!?

Was ist eigentlich Obst
und was ist Gemüse?

28

LÜGENPRESSE?

Wie die Zeugen Jehovas versuchten,
ein Interview zu beeinflussen

30

ABER BITTE OHNE FOTO

Warum Ahmed dann mehr Chancen
hat oder auch die fette Jasmin

34

EINE NACHT IN ISTANBUL

Der Putschversuch änderte den
Alltag in der Türkei nachhaltig

38

ABGEFAHREN

Hing etwas in den Seilen: unser
Autor im Kletterpark in Wischlingen

39

RÄTSEL UND IMPRESSUM

Einer muss es ja machen:
wer für was verantwortlich ist

SOMMERLEUCHTEN

Von der blauen Stunde bis kurz vor Sonnenaufgang: Wir haben uns auf den Weg gemacht, um B1 und Phönixsee in einer Dortmunder Sommernacht abzulichten. Und das mit viel Geduld. Bis zu einer halben Stunde hat es gedauert, bis wir das passende Licht in der Dunkelheit einfangen konnten.

FOTOS KAROLINA TIMOSCHADTSCHENKO&JUDITH WIESRECKER&LUKAS WILHEM









PFLICHTTERMINE



Du hast neben der Uni nur noch Bock auf Netflix auf der Couch? Hier erfährst du, welche Veranstaltungen dich vor dem eintönigen Leben als Serieneinsiedler retten und dir den Sommer verschönern können.

TEXT DANA HORTMANN FOTOSERIK KESSELS&JENNIFER ROSTOCK

DREI TAGE HIP-HOP IM PARK

WAS? Hip-Hop ist eure Passion? Dann dürft ihr das größte Hip-Hop-Festival in NRW nicht verpassen. Bei der vierten Auflage des „Out4Fame“ treten internationale Rapper wie Busta Rhymes und Common auf. Wem das nicht genügt: Teile der deutschen Hip-Hop-Elite sind ebenfalls dabei, etwa Kool Savas, Prinz Pi, Motrip und die 187 Straßenbande. Auch aufstrebende Newcomer sind hier zu sehen und natürlich zu hören.

WO? Revierpark Wischlingen, Höfkerstraße 12

WANN? Freitag, 18., bis Sonntag, 20. August, jeweils ab 11 Uhr

WIE VIEL? Das Ticket für drei Tage kostet 115 Euro, inklusive Camping 125 Euro. Tageskarten gibt es für 65 Euro.

WEB? out4fame.de



DER SPASS AM UNPERFEKTEN

WAS? Dass Werbung nicht immer perfekt ist, darauf weist der niederländische Künstler und Werbefotograf Erik Kessels in seiner Ausstellung „Erik Kessels & Friends“ hin. Er zeigt Fotografien aus Magazinen, seinen privaten Fotoalben und aus dem Internet. Kessels präsentiert unstimmgige und fehlerhafte Fotografien aus der Werbung, die oft verschwommen und überbelichtet sind. So entstehen humorvolle Bildergeschichten des Unperfekten.

WO? NRW-Forum Düsseldorf, Ehrenhof 2

WANN? 12. August bis 5. November, täglich 11 bis 18 Uhr, Freitag und Samstag bis 20 Uhr

WIE VIEL? Montag bis Donnerstag zahlen Studierende 6 Euro, am Wochenende 8 Euro.

WEB? art-in-duesseldorf.de

LICHTERZAUBER IM PARK

WAS? Der Westfalenpark ist – als kleines Stück Natur in der Großstadt – immer eine gute Anlaufstelle, um sich zu erholen. In einem speziellen Glanz erstrahlt er aber zum traditionellen Lichterfest. Zur Musik der „Billy Boyz“ können Besucherinnen und Besucher ein Höhenfeuerwerk und einige Pyro-Shows bewundern. In den Bäumen hängen Lampions und bunte Lichterketten. Zudem schmücken kleine Leuchtobjekte den Park: Romantik im Schatten des Fernsehturms.

WO? Westfalenpark Dortmund, An der Buschmühle 3

WANN? Samstag, 12. August, ab 18 Uhr

WIE VIEL? Eintritt ab 10 Euro, auch an der Abendkasse

WEB? westfalenpark.de



ROCK IM ZELT

WAS? Jennifer Rostock verbinden Glam-Punk, Rock und die Neue Deutsche Welle. Die Band aus Uesdom präsentiert auf dem Zeltfestival Ruhr ältere Songs und das aktuelle Album „Genau in diesem Ton“. Bekannt geworden sind die fünf Musiker durch ihren Auftritt beim Bundesvision Song Contest 2007. Die Band wird mit ihrer Musik gerne politisch. Ein Lied, in dem sie dazu aufruft gegen die AfD zu stimmen, ging in den viral.

Wir verschenken 1x2 Tickets für das Konzert von Jennifer Rostock. Schreibt uns eine Nachricht bei Facebook!

WO? Kemnader Stausee, Querenburger Straße 35, Witten

WANN? Freitag, 25. August, 20:30 Uhr

WIE VIEL? 41,60 Euro (zzgl. Gebühren)

WEB? zeltfestivalruhr.de

ANGESCHRIEBEN

In jedem Heft schreiben wir Prominenten einen Brief. Dieses Mal: H&M-Präsident Karl-Johan Persson. Unsere Autorin plädiert dafür, die Jeansgrößen anzupassen. Damit wirklich jeder Mensch eine Hose findet.

TEXT MARIE-JOËLLE GALLINGE FOTO MARKUS BERGMANN

Sehr geehrter Herr Persson,

haben Sie schon einmal in einem Ihrer Läden in einer Umkleidekabine gestanden? Und dort versucht, eine Hose anzuziehen? Dann werden Sie sich sicherlich gewundert haben wieso Ihre eigentliche Größe Ihnen nicht gepasst hat. Zu eng an den Oberschenkeln, wahlweise zu kurz oder zu lang, der Knopf ging nicht zu. Seien Sie beruhigt: Es lag nicht an Ihnen. Ähnliche Probleme mit Ware aus Ihren Filialen kennt sicherlich jede Frau und jeder Mann über 50 Kilogramm.

In meinem Umfeld gibt es niemanden, der Jeans aus Ihrem Modehaus ohne Probleme tragen kann. Viele Frauen müssen die Hosenbeine umkrempeln. Bei anderen sind sie dann wieder zu kurz. Oder man muss sich entscheiden: Soll die Hose am Po oder Bauch passen? Beides geht scheinbar nicht. An dieser Stelle ein Hoch auf Gürtel.

Es kann doch nicht so schwer sein, etwas mehr Auswahl an Hosengrößen anzubieten. Sie sollten wissen, dass es draußen auch kleine Frauen gibt. Und Männer mit kräftigen Beinen. Oder große Frauen mit mal weniger, mal mehr Hüfte. Es gibt viele Menschen, die mit Universalgröße nichts anfangen können. Denn unsere Welt besteht aus Vielfalt.

Mich würde an dieser Stelle interessieren: Welche Modelle verwenden Sie, wenn Sie neue Kleidung für H&M designen lassen? Ich stelle mir dabei eine Barbie vor. Völlig realitätsfern. Und das, obwohl vermutlich selbst Barbie nicht mehr in diese Hosen hineinpassen würde. Dafür ist ihre Hüfte schlichtweg zu breit.

Wir sind alle gut, so wie wir sind. Egal, welche Kleidergröße wir tragen. Und zum Wohlfühlen braucht es nun mal auch eine gut sitzende Hose. Es gibt mittlerweile sogar Barbies mit unterschiedlichen Körpermaßen. Verwenden Sie die doch bitte in Zukunft als Modelle.

Mit freundlichen Grüßen

Marie Joëlle Gallinge
Marie-Joëlle Gallinge

70
Karl-Johan Persson
H&M Hennes & Mauritz
Mäster Samuelsgatan
SE - 106 38 Stockholm
SCHWEDEN



BLUTIGE ANGELEGENHEIT

Immer weniger Menschen spenden Blut – und das, obwohl fast alle mindestens einmal im Leben auf Konserven von anderen angewiesen sind. Die pflichtlektüre hat das DRK bei der Arbeit im Blutspendemobil auf dem Dortmunder Campus begleitet.

TEXT REBECCA WOLFER FOTOS KAROLINA TIMOSCHADTSCHENKO & JUDITH WIESRECKER



Jennifer Kudla wirbt auf dem Campus um Spender.



Bevor sie mit der Recherche beginnt, spendet unsere Autorin Blut.

Überall ist Blut: Es fließt durch Schläuche, tropft in Beutel und wird in Röhrchen gefüllt. Als Sanitäter und Teamleiter des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) für Dortmund muss Lars Kemper sicherstellen, dass alles im Blutspendemobil funktioniert. Während er bei einer Person Blut abnimmt, warten vor dem Wagen bereits die nächsten Spender. Genau von diesen gibt es immer weniger.

2011 spendeten die Deutschen insgesamt knapp fünf Millionen Liter Vollblut, 2016 waren es nur noch rund vier Millionen. Wenn die Zahlen weiter sinken, kann es passieren, dass das Blut nicht mehr ausreicht, um alle Patientinnen und Patienten hierzulande zu versorgen.

Damit auch in Zukunft genug Blutkonserven vorhanden sind, versucht das DRK vor allem junge Menschen zu mobilisieren. Deshalb steht das Blutspendemobil regelmäßig an Universitäten, viermal im Jahr auch auf dem Campus

in Dortmund. „An der Uni läuft es immer super, da haben wir 60 bis 80 Spenden in der Woche“, sagt Kemper. Spenden darf jeder ab 18 Jahren: Männer sechsmal im Jahr, Frauen nur viermal. „Männer können den Blutverlust schneller ausgleichen“, erklärt Kemper. „Das kommt noch aus der Steinzeit, in der der Mann sich nach einem Kampf schnell erholen musste.“

Vor der Blutentnahme müssen einige Formalitäten geklärt werden: Die Spenderinnen und Spender füllen einen Fragebogen zu Gewicht, Vorerkrankungen und Medikamenten aus und sprechen mit einem Arzt oder einer Ärztin. Danach geht es los. „Linker oder rechter Arm?“, fragt Lars Kemper eine Studentin. Er desinfiziert die Armbeuge und sticht dann mit der Nadel in die Vene. „Wir können besser als Ärzte die Venen treffen, da wir viel öfter als sie Blut entnehmen“, sagt er. Kemper arbeitet seit 25 Jahren beim Roten Kreuz. Er ist immer mit einem Blutspendemobil unterwegs.

Die Abnahme dauert nur fünf bis zehn Minuten, je nach Konsistenz des Blutes. Nachdem 500 Milliliter in den Beutel gelaufen sind, bekommen die Studierenden einen Mensagutschein über 4,50 Euro und eine Tafel Schokolade. Am Nachmittag holt ein Fahrzeug des medizinischen Transportdienstes das Blut auf dem Campus ab und bringt es ins DRK-Spendezentrum nach Hagen. Bis zu 4000 Konserven kommen dort jeden Tag an, aus Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und dem Saarland.

Eine Vollblutspende kostet etwa 135 Euro

Das Rote Kreuz verdiene daran nichts, sagt Daniel Küpper, Pressesprecher des Blutspendedienstes West. Das DRK sei eine gemeinnützige GmbH, dürfe also keine Gewinne erwirtschaften. Das Blut wird zwar an die Krankenhäuser verkauft. Der Preis errechnet sich laut Küpper aber aus den Kosten, die dem DRK entstehen, wenn die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Blut entnehmen und



In der Laborstraße wird das Blut auf Infektionen getestet.



Beim Zentrifugieren setzt sich das Plasma oben ab.

aufbereiten. Eine Vollblutspende kostet etwa 135 Euro. Rund 77 Euro davon werden für die Gehälter, Fahrzeuge, deren Ausstattung und Spenderwerbung bezahlt, 19 Euro für Laboruntersuchung und Qualitätskontrollen. Ungefähr 17 Euro benötigt das DRK, um Präparate herzustellen und das Blut zu bearbeiten. Mit dem Rest des Geldes werden die Spenden verwaltet und gelagert, außerdem wird geforscht. Wenn das DRK dennoch Überschüsse erzielt, werden sie Küpper zufolge investiert – zum Beispiel in eine neue Laboranlage oder in einen Team-LKW.

Zurzeit reichen die hierzulande entnommenen Spenden, um alle Patientinnen und Patienten zu versorgen. Doch das könnte sich bald ändern, wenn weiterhin immer weniger Menschen in Deutschland Blut spenden. Drei bis vier Prozent tun es regelmäßig, die Tendenz sinkt spürbar. Laut Küpper liege das nicht unbedingt an sinkender Bereitschaft. Es gebe schlichtweg immer weniger junge und mehr alte Menschen. „Das Problem ist vergleichbar

mit dem der Rente: Zu wenige junge Menschen können die Versorgung der älteren Generation nicht garantieren.“ Aber vor allem die Älteren seien eher auf Blutspenden angewiesen, weil sie zum Beispiel öfter operiert werden. Erstspender dürfen höchstens 68 Jahre alt sein. Wer schon einmal gespendet hat, darf älter sein. Dann gibt es kein Maximalalter – solange man gesundheitlich fit ist. Die meisten Konserven werden bei Operationen von Tumor- oder Herz- und Kreislauferkrankungen verwendet. Dank des medizinischen Fortschritts benötigen Ärztinnen und Ärzte dabei immer weniger Blut. Es werden häufiger mikroinvasive Techniken eingesetzt, bei denen nur kleine Schnitte gemacht werden und geringere Mengen dieser Körperflüssigkeit verloren gehen. Dass Operationen wegen Mangel an Konserven verschoben werden, kommt laut Küpper nur selten vor. „Trotzdem stimmt es uns nachdenklich, dass immer weniger Menschen zu uns kommen.“

DRK-Pressereferentin Claudia Müller sagt: „Momentan arbeiten die Blutspen-

dedienste in Notfällen schon bundesweit zusammen.“ Es sei denkbar, dass sich diese Kooperation in den nächsten Jahren verstärkt, wenn nicht mehr ausreichend Blut vor Ort vorhanden wäre. Dann erhalte etwa Nordrhein-Westfalen mehr Spenden aus anderen Bundesländern. Außerdem setze das DRK auf verstärkte Öffentlichkeitsarbeit und wirbt für die Blutspende, etwa mit Plakaten und in sozialen Netzwerken.

Die Proben werden aufwendig getestet

Nach der Entnahme folgt für das DRK die eigentliche Arbeit. Damit andere Personen das Blut erhalten, müssen es die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Hagen aufwendig testen: auf HIV sowie Hepatitis B und C. Das passiert in einem großen Raum mit einer Laborstraße. Der Raum ist weiß beleuchtet, die Proben laufen geräuschlos durch die Maschinen. Zwei Mitarbeiterinnen sorgen dafür, dass alles reibungslos funktioniert. „Wir haben 2016 rund 800 000 Spenden untersucht und bei



Das Schleudern der Beutel trennt rote Blutkörperchen vom Plasma.



Im Filter werden weiße von roten Blutkörperchen gelöst.

15 Menschen festgestellt, dass sie an HIV erkrankt sind“, sagt Regina Rietz, die im Labor als medizinisch-technische Angestellte arbeitet.

Außerdem wird im Labor neben dem Resusfaktor die Blutgruppe bestimmt. Es gibt vier Blutgruppen: A, B, AB und 0. Die Blutgruppe AB ist ein Universalempfänger. Sie lässt sich auf jeden Menschen übertragen und ist daher besonders wertvoll. Nur fünf Prozent der Menschen weltweit gehören zu dieser Gruppe, fast die halbe Menschheit besitzt die Blutgruppe A. „Um ganz sicher zu gehen, mit welcher Blutgruppe wir es zu tun haben, testen wir sie bei Erstspendern zweimal“, erklärt Rietz, „denn eine falsche Transfusion kann zum Tod führen.“

Von der Vollblutspende sollen alle Bestandteile genutzt und verkauft werden. Wenn jemand nach einer Operation Blut benötigt, bekommt er nur die roten Blutkörperchen. Im Zentrifugierraum schleudern Maschinen die Konserven, sodass sich diese im unteren

Bereich dunkelrot absetzen. „Um die roten Blutkörperchen von den anderen Bestandteilen zu trennen, müssen wir den Beutel pressen“, erklärt Bernd Veihoff, Gruppenleiter des Teams, das das Blut aufbereitet. Durch das Pressen fließen die roten Blutkörperchen in einen Beutel und das Plasma in einen anderen. Plasma wird zu 90 Prozent an die Industrie verkauft und als Grundlage für Medikamente genutzt, die restlichen zehn Prozent werden in Krankenhäusern als Plasmaspende genutzt. Übrig bleiben die Blutplättchen. Aus diesen wird Thrombozytenkonzentrat gewonnen, das Patientinnen und Patienten nach einer Chemotherapie verabreicht wird. Bei der Therapie bilden sich nämlich keine neuen Blutplättchen.

Im Notfall mit Blaulicht zur Klinik

Aus dem Konzentrat der roten Blutkörperchen filtern Veihoff und sein Team noch vereinzelte weiße Blutkörperchen. „Diese binden die Schadstoffe, und die wollen wir bei einer

Spende nicht übertragen“, sagt der Gruppenleiter.

Früh morgens fahren drei Wagen des DRK aus Hagen los und beliefern die Krankenhäuser, die vorab eine Bestellung aufgegeben haben. Der Blutspendedienst West ist zuständig für die Kliniken im Regierungsbezirk Arnsberg, in Bonn, in Teilen des Oberbergischen Kreises und des Rhein-Sieg-Kreises. Bei ungeplanten Operationen kann es sein, dass die Krankenhäuser nicht ausreichend Blut bestellt haben. Dann fährt der Notfalldienst mit Blaulicht auf den Parkplatz vor den Vergabe-Raum.

So auch heute. Der Fahrer steigt schnell aus dem Wagen und läuft an die Rezeption: „Für das Elisabeth-Krankenhaus“, sagt er. Die Mitarbeiterin des Vergabe-Zentrums holt die Konserve und gibt sie dem Mann, der in das Krankenhaus fährt, um sie abzugeben. Sechzig bis siebzig Mal am Tag kommen Situationen wie diese hier vor.

IN EINEM SCHRANK VOR UNSERER ZEIT

Der Retro-Trend lässt Omas gute alte Zeiten wieder aufleben. Ob es um den Kleidungsstil, die Technik, Hobbys oder die Einrichtung geht: Der Rückwärtsgang ist in. Vier Dortmunder Studierende zeigen, wie sie den Trend in ihrem Alltag leben.

TEXT DANA HORTMANN

FOTOS MARKUS BERGMANN & DANA HORTMANN &
KAROLINA TIMOSCHADTSCHENKO & JUDITH WIESRECKER



„Ich trage
am liebsten
Kleidung mit
Geschichte.“

Meike Elisa Müller (25)

Weiße gemusterte Bundfaltenhose, neonfarbener Rucksack und ausgebleichter Lederbeutel. So läuft Meike gern über den Campus der TU. Die 25-jährige Studentin kauft Kleidung oft aus zweiter Hand, bearbeitet und flickt sie. „Mein Kleidungsstil ist schon eher retro. Ich mische Teile aus unterschiedlichen Kulturen der letzten drei Jahrzehnte“, sagt Meike. „In meinem Kleiderschrank habe ich sehr wenig. Ich kaufe nur etwas Neues, wenn ich dafür etwas Anderes weggebe.“ Seit sieben Jahren achtet die Masterstudentin der Kulturanalyse und -vermittlung darauf, bewusster zu shoppen. „Ich habe mir damals vorgenommen, ein halbes Jahr nur Kleidung aus zweiter Hand zu kaufen“, sagt Meike. „Die Mode wandelt sich meiner Meinung nach viel zu schnell. Man kann gar keine Verbindung mehr

zu den Teilen aufbauen, die man eben schnell im Einzelhandel kauft. Ich trage lieber Kleidungsstücke mit Geschichte.“ Meike zeigt stolz ihren gelb leuchtenden Rucksack mit den roten Bändern: „Den hier habe ich im Februar auf einem Markt in Marokko gekauft. Da landen viele gebrauchte Textilien aus Europa, die die Händler dort günstig abgeben. Und der Lederbeutel gehörte meinem Vater. Ich musste ihn schon mehrmals reparieren, weil er so alt ist.“ Oft reißen Stoff und Leder an den Nähten, das kann Meike jedoch schnell wieder vernähen. Auch den Reißverschluss hat sie schon einmal erneuert. Die heutige Mode findet die Studentin oft unbequem: „Kleidung muss wie eine zweite Haut sein, in der man sich wohlfühlt. Und das tue ich in meinen Sachen.“

Es ist Dienstagabend und Konstantin steht an der Bundeskegelbahn im Café Mendes und nimmt Schwung. Die Kugel rollt schnell in Richtung der weißen Kegel und trifft sechs davon. Unter Applaus seiner Kegelbrüder- und -schwestern schreibt er seine Punktzahl mit einem Stück abgenutzter Kreide an die alte Schiefertafel. An den Wänden hängen Bilder früherer Kegelclubs, der Siegerpokal von 1987 steht etwas angestaubt auf einem Regal. Regelmäßig treffen sich Konstantin und seine Kegelfreundinnen und -freunde in der Nordstadt. Die Studierenden trinken Bier und stoßen zum bekannten Kegelspruch „Gut Holz!“ an. Im Hintergrund ertönen Hits von Wolfgang Petry. „Was wir hier machen ist echt; kein Trendsport wie Bowling, sondern ein Hobby mit echtem Nostalgiegefühl“, sagt Konrad, wie ihn hier alle nennen. „Jeder von uns hat einen Kegelnamen.“

Wir haben auch zum Spaß eine Vereinssatzung mit Logo entworfen, um möglichst genau das Feeling der alten Kegelclubs aufleben zu lassen.“ Allerdings möchten Konstantin und seine Freundinnen und Freunde vorerst keinen Verein anmelden. Der Student hat das Kegeln vor ein paar Monaten für sich entdeckt, als er zufällig das Lokal mit der großen Aufschrift „Bundeskegelbahn“ sah: „So etwas sieht man heutzutage ja eher selten. Da wurde ich neugierig und wollte es einfach mal ausprobieren.“ Ein paar Kommilitoninnen und Kommilitonen überzeugte er schnell von dieser Idee. Seitdem räumen die Studierenden mindestens zwei Mal im Monat die Kegel im Café Mendes ab. „Ich würde gerne mal mit meinem Opa kegeln gehen, der kann das richtig gut und spielt im Verein“, sagt Konstantin. „Bevor ich ihn herausfordere, übe ich aber noch etwas.“

„Das ist ein Hobby mit echtem Nostalgiegefühl.“

Konstantin Weidt (21)



Sie stehen gut sortiert und ansehnlich präsentiert in Regalen und einer großen Kommode: Über 140 Schallplatten aus verschiedenen Musikrichtungen nennt Leonard sein Eigen. Die meisten sind Hip-Hop-Alben, erschienen in den vergangenen 25 Jahren. Seit etwa drei Jahren sammelt der 24-jährige Student der Raumplanung die Musik seiner Lieblingskünstler auf Vinyl: „Einzelne

Lieder gehen heute viel zu schnell unter in dem Überangebot an Musik, das die Online-Streamingdienste bereitstellen“, sagt Leonard. „Bei Platten ist das ganz anders: Man nimmt sich Zeit für die Musik und macht sich Gedanken darüber, was man wirklich hören und kaufen will. Ich fühle die Musik mehr, wenn ich sie auf Vinyl höre. Es ist für mich das komplette Gegenteil vom schnellen Mu-

sikkonsum heute.“ Wenn Leonard auf ein gutes Album stößt, kauft er es sich als Schallplatte. Etwa 1000 Euro hat der Dortmunder Student in den vergangenen Jahren in seine Sammlung und zwei Plattenspieler plus Boxen investiert. Leonards erste Schallplatte war ein Album der Hip-Hop-Gruppe Wu-Tang Clan. Seitdem sind zahlreiche dazugekommen. Einige sind Geschenke, einen Großteil kauft er sich selbst in Plattenläden oder im Netz. Auf Vinyl hat er auch ein Album der Beatles, auf dem die Band ein paar Lieder auf Deutsch aufgenommen hat. „Da ist auch ein Lied drauf, das heißt: Komm reich mir deine Hand. Das hat mein Opa, der mittlerweile gestorben ist, im Männer-Gesangsverein gesungen“, sagt Leonard. „Ich denke jedes Mal, wenn ich die Platte höre, an die Konzerte zurück, auf denen er das Lied gesungen hat. Das ist eine schöne Erinnerung und damit für mich auch eine ganz besondere Platte.“

„Das ist das Gegenteil vom schnellen Musikkonsum heute.“

Leonard Busch (24)





Johanna sitzt auf einem knarrenden Holzstuhl vor ihrem Bücherregal aus alten Weinkisten. Auf einem kleinen abgenutzten Schachtisch steht ihr Kaffee. Daneben liegen ein Roman und eine kleine Porzellanschatulle. „Neue Möbel sind oft langweilig und zu glatt“, sagt die 22-jährige Kulturwissenschaftsstudentin. „Ich mag die Abnutzungen und Kratzer der robusten Möbel von früher und die Farbe von altem Holz. Das strahlt Wärme und Gemütlichkeit aus.“

Johanna wohnt in einer WG im Dortmunder Hafenviertel. Ihr Mobiliar hat sich die Studentin größtenteils von Flohmärkten und aus den Kellern ihrer Eltern und Großeltern zusammengesucht. Ihr liebstes Stück ist der alte Schachtisch: „Der stand schon früher im Haus meiner Eltern in Landau. Jetzt habe ich ihn mit nach Dortmund genommen. Er ist ein Teil meiner Kindheit. Ich habe früher öfter mit meinem Bruder daran gespielt.“ Johanna geht zur anderen Seite des Zimmers. Dort

„Neue Möbel sind oft zu glatt und langweilig.“

Johanna Freytag (22)

steht vor einer türkisfarbenen Wand eine massive Holzkommode, die sie in einem Geschäft für Antikmöbel entdeckt hat. „Die war wirklich nicht billig“ sagt Johanna, während sie langsam mit einer Hand über das Holz streicht. „Ich wollte sie trotzdem unbedingt haben, weil sie so schön nostalgisch ist.“ Der ausgebleichte rote Fransenteppich unter ihren Füßen lag schon damals im WG-Zimmer ihrer Mutter. Wieder entdeckt

hat Johanna ihn zwischen Kartons im Keller ihres Elternhauses. Sie setzt sich zurück auf den Holzstuhl, nimmt den Kaffee in die Hand und lehnt sich entspannt zurück. „Ich fühle mich sehr wohl hier mit den zusammengewürfelten Möbeln“, sagt sie. „Jedes Teil hat eine Geschichte und manche der Möbel sind schon seit ein paar Generationen in meiner Familie. Das gibt mir ein Gefühl von Heimat.“

Apropos ... Retro

Beim Retro-Trend geht es vor allem darum, individuell und originell zu sein – das sagt zumindest Dr. Viola Hofmann. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kunst und Materielle Kultur erklärt wie die Modeindustrie von dem Phänomen profitiert.

TEXT DANA HORTMANN ILLUSTRATION ANNEKE NIEHUES

Was ist retro – und was nicht?

Das Wort „Retro“ kommt aus dem Lateinischen und bedeutet, dass eine zeitliche oder räumliche Perspektive rückwärts gerichtet ist. Dank französischer Modemacher verwenden wir es heute aber vor allem, um einen vergangenen Stil zu beschreiben. In den 1970er Jahren entwarfen sie Kleidung, die der aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs ähnelte. Modebewusste sahen darin eine Möglichkeit, sich von der Masse abzuheben. Aus dem französischen Sprachgebrauch ist das Wort Retro dann ins Englische eingegangen und steht hier vor allem für den Konsum von Second-Hand Kleidung.

Wieso besinnen sich viele Menschen auf frühere Zeiten?

Der Begriff „Zeit“ spielt beim Retro-Trend eine große Rolle. Wir leben in

einer schnelllebigen Konsumgesellschaft, in der wir es gewohnt sind, dass Produkte eine kurze Lebensdauer haben. So kann der Wunsch entstehen, vergangene Zeiten wieder aufleben zu lassen. Die Modeindustrie greift dieses Gefühl auf und vermarktet es mit Begriffen wie Retro oder Vintage.

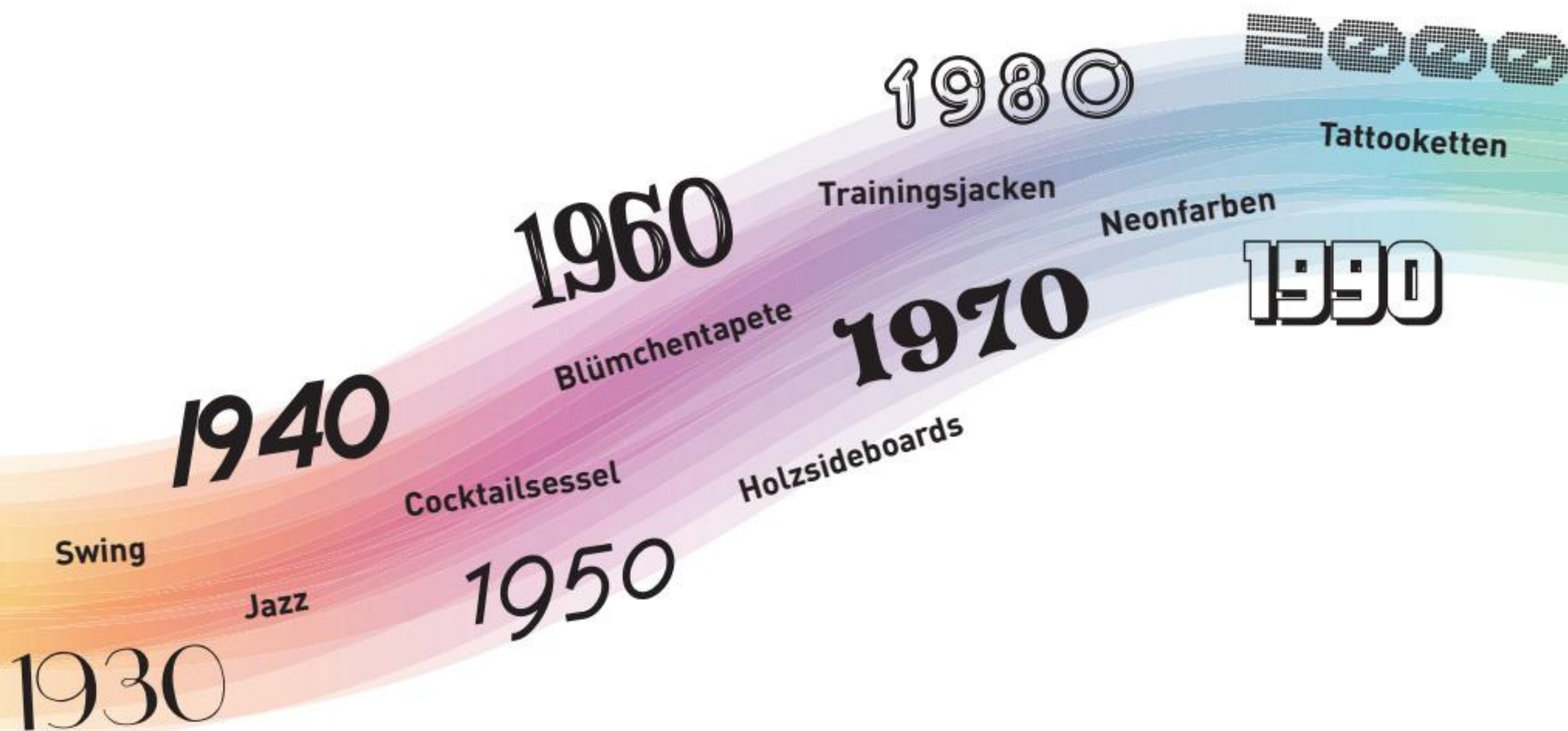
Welche Kleidungsstücke sind typisch für den aktuellen Retro-Trend?

Das ist schwer zu sagen. Derzeit ist ein sogenanntes Crossover zu beobachten, bei dem sich Stile aus verschiedenen Epochen mischen. Was die Kleidung betrifft, sind weiterhin vor allem die 1980er und 90er Jahre angesagt. Bei

Musik und Tanz sind es eher die 1930er und 40er Jahre. Die 1950er und 60er Jahre leben dagegen oft im Einrichtungsstil wieder auf.

Wird unser heutiger Kleidungsstil irgendwann auch retro sein?

Davon ist stark auszugehen. Derzeit deuten sich ja schon die 2000er Jahre als nächster Retro-Trend an.



KUNSTSTÜCK



Kunst ist nicht langweilig, sie kann Spaß machen – davon will Maika Letizia Wolff andere überzeugen. Die Studentin arbeitet als Kunstvermittlerin im Museum Ostwall in Dortmund und greift dafür auch schon mal selbst zu Pinsel und Farbe.

TEXT REBECCA WOLFER FOTO MARKUS BERGMANN

Ein alter Mann führt eine Gruppe im Museum von Kunstwerk zu Kunstwerk. Bei jedem Bild hält er einen minutenlangen, langweiligen Monolog darüber, was dieses Werk wohl aussagen soll. Bei Studentin Maika sehen Museumsführungen anders aus. Sie will mit solchen Vorurteilen aufräumen: „Ich möchte zeigen, dass jeder Kunst verstehen und auch selbst ein Künstler sein kann“, sagt sie.



Die 26-Jährige studiert Kunstgeschichte in Bochum und arbeitet seit fünf Jahren mit vier anderen Studierenden als Kunstvermittlerin im Museum Ostwall. Dort werden Ausstellungen zur weltweiten Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts gezeigt. Bei ihren Führungen versucht Maika, mit den Besucherinnen und Besuchern ins Gespräch zu kommen – egal, ob es Kindergartengruppen sind oder Menschen, die sich mit Kunst auskennen. „Indem ich die Personen frage, was sie sehen und wie sie es empfinden, beschäftigen sie sich mit den Werken und diskutieren darüber“, sagt sie.

Angefangen hat ihre Arbeit mit einem dreimonatigen freiwilligen Praktikum. „Mein Studium ist nicht sehr praxisorientiert. Deshalb wollte ich herausfinden, wie die Arbeit im Museum wirklich abläuft“, sagt sie. Das Praktikum gefiel Maika so gut, dass sie sich entschied, neben dem Studium als Kunstvermittlerin weiter zu arbeiten. Diesen Job haben neben ihr noch vier andere Studierende im Museum Ostwall. Maika muss die Inhalte der Führungen selbst zusammenstellen. Deshalb waren die Vorbereitungen am Anfang sehr zeitaufwendig. Mit Informationen über neue Werke versorgt sie sich klassisch durch Bücher oder bei Kuratorinnen und Kuratoren, die sie und ihre Kolleginnen und Kollegen vor einer Ausstellungseröffnung durch das Museum führen. Zu Beginn ihres Jobs veranstalten die Vermittlerinnen und Vermittler hauptsächlich Gruppenführungen, später leiten sie auch Kunstkurse oder überlegen sich eigene Projekte für Gruppen – immer auf Abruf: „Wir werden meistens spontan angerufen und gefragt, ob wir eine Gruppe durch das Museum führen wollen“, sagt Maika. Sie

und die anderen Studierenden arbeiten auf Honorarbasis und bekommen 30 Euro pro Stunde – sowohl für Führungen also auch für Projekte, die sie selbst entwickeln. Momentan bietet Maika zum Beispiel einen Kunstkurs für Kinder an: Zuerst betrachtet die Gruppe gemeinsam die Kunstwerke im Museum und macht sich danach selbst ans Werk. „Die Kinder sollen sehen, dass man auf die verschiedensten Arten Kunst machen kann: mit Stiften, Wasserfarben, aber auch mit Aquarell und Acrylfarben“, zählt Maika auf. Außerdem beschäftigt sich der Kurs mit Collagen und Skulpturen. „Kunst soll Spaß machen. Ich will den Kindern zeigen, dass sie keine Angst haben müssen, etwas falsch zu machen.“

Am besten gefällt ihr an ihrem Nebenjob, dass sie mit vielen verschiedenen Menschen zusammenarbeitet und diese überraschen kann: „Ich freue mich, wenn ich sehe, dass die Besucher mit der Erkenntnis nach Hause gehen, dass Kunst weder öde noch schwierig zu verstehen ist.“ Manche bleiben allerdings bei ihrer Meinung. Das bekommt die Studentin etwa zu spüren, wenn jemand nicht aufhören möchte zu diskutieren, ob die ausgestellten Bilder Kunst seien oder nicht. Das gehört jedoch für sie dazu – und sie geht nicht näher darauf ein.

Maika möchte nach ihrem Studium nicht in einem Museum arbeiten. Die flexiblen Arbeitszeiten und die Bezahlung auf Honorarbasis schrecken sie ab. Sie will lieber an die Uni als Dozentin. Ihr Nebenjob ist dafür ihrer Meinung nach die beste Vorbereitung: „Jetzt kann ich schon üben, wie ich Menschen Kunst am besten vermitteln und schmackhaft machen kann.“



ASCHE HABEN ODER AUF ASCHE SPIELEN?

Im Profifußball fließt immer mehr Geld. Die Ablösesummen schießen in schier unendliche Höhen, Spielergehälter explodieren. Wie sieht es im Amateurbereich aus? Ein Besuch bei zwei Dortmunder Vereinen zeigt: Auch hier gewinnt das Geld an Macht.

TEXTTIM LIEVERTZ FOTOSMARKUS BERGMANN

Kurz bevor der Vorsitzende der Sportfreunde Sölderholz die Kabinentür aufschließt, dreht er sich noch einmal um: „Ich hoffe, die Jungs haben hier aufgeräumt“, sagt Joachim Schanz. Nach dem letzten Saisonspiel in der Kreisliga B am Wochenende zuvor sei die Mannschaft noch mit zwei Kisten Bier in der Kabine verschwunden. „Wir sind für unsere Kabinenpartys berüchtigt.“ Der 63-Jährige dreht den Schlüssel um, ein leichtes Aufatmen: Die Kabine ist aufgeräumt bis in die hinterste Ecke. Die schon etwas heruntergekommenen Holzbänke, die an der dunklen Backsteinwand stehen, sind leer geräumt.

Aufgeräumt sind die Kabinen beim FC Brünninghausen auch – aber hier enden dann auch schon die Gemeinsamkeiten. Der Umkleide-Trakt beim FCB ist größer, heller, moderner. Der Unterschied zwischen Oberliga und Kreisliga B, fünfter und zehnter Liga, ist erkennbar. Beide Klubs sind Dortmunder Amateurvereine. Doch es reicht schon ein kurzer Blick in die Kabinen, um zu sehen, wo viel Geld fließt – und wo nicht.

Nicht nur im Profifußball wird Geld immer wichtiger. Auch im Amateurfußball ist diese Entwicklung längst angekommen – eigentlich ein Widerspruch. „Dieser Amateurgedanke, also dass man aus Spaß spielt, der ist fast verloren gegangen. Vor 10, 15 Jahren hat ein



Joachim Schanz, SF Sölderholz



Dominik Lipki, FC Brünninghausen

Bezirksliga-Spieler vielleicht 50 Euro im Monat bekommen. Mittlerweile werden solche Summen in der Kreisliga A pro Spiel gezahlt“, sagt Joachim Schanz. „Ich bin stolz, dass das bei uns noch ein bisschen anders ist.“ Denn die Sportfreunde Sölderholz versuchen so gut es geht, sich dem zu entziehen. „Wir versuchen hier in Sölderholz, alles möglichst ohne Bares zu schaffen.“ Sprich: Kein Spieler der Sportfreunde bekommt Geld dafür, dass er hier kickt. Das sollte in der Kreisliga B eigentlich selbstverständlich sein – ist es aber selbst in der zehnten Liga nicht mehr.

Und was in der zehnten Liga ohne Geld nur schwer funktioniert, klappt in der fünften Liga natürlich erst Recht nicht. Das weiß auch Dominik Lipki. Der 28-jährige Student der Sportwissenschaften an der Ruhr-Uni Bochum spielte bis zur vergangenen Saison in Brünninghausens erster Mannschaft. Mittlerweile ist er bei seinem Verein als Sportdirektor der Jugendabteilung fest angestellt. Der Fußball bestimmt sein Leben. Auch er hat die Entwicklung des Geldes im Amateurfußball erkannt: „Ich glaube, es ist einfach mehr Geld geworden. Es wird mehr verlangt und auch mehr gezahlt. Das hat von oben nach unten abgefärbt.“

Und Lipki profitiert davon. Als Spieler des Oberligisten Brünninghausen hat natürlich auch er Geld dafür bekommen, dass er bis zu diesem Sommer

seine Schuhe für den FCB schnürte. Aufwandsentschädigung wird das genannt. Wieviel er und seine Teamkollegen bekommen, sei schwer zu sagen. „Im Schnitt vielleicht rund 450 Euro“, schätzt Lipki – pro Monat. Das ist normal in der Oberliga. Wer hier auf dem Platz steht, wird dafür, dass er „nur“ gegen den Ball tritt, fürstlich bezahlt. Nahezu jeder Spieler hat einen frei verhandelbaren Amateurvertrag mit einem Grundgehalt, häufig auch mit weiteren Prämien, etwa für einen Einsatz oder einen Sieg. Ganz anders bei den Sportfreunden Sölderholz. „Bei uns bekommt keiner auch nur irgendwas. Unsere Spieler sehen keinen Cent. Das ist heutzutage in der Kreisklasse schon ungewöhnlich“, erzählt Joachim Schanz stolz. Tatsächlich ködern selbst Vereine in der zehnten Liga die Spieler mit Geld.

Großer Wohlfühlfaktor sorgt für Rückkehrer

Für Schanz ist es das Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Sportfreunde Sölderholz so besonders macht – und warum die Spieler dort spielen, ohne den berühmten einen Cent zu sehen. „Wir haben einen unheimlich großen familiären Wohlfühlfaktor bei uns im Verein“, betont er. Das zeige sich auch daran, wie die erste Mannschaft zusammengesetzt ist. Viele Spieler, die Sölderholz in der Jugend verlassen – die Sportfreunde haben momentan keine A-Jugend-Mannschaft – kehren früher oder später dorthin zurück. „Und das trotz Kreisliga B.“

Genau 330 Mitglieder haben die Sportfreunde, in der Kreisliga B ist so eine hohe Zahl eher die Ausnahme. Das Ziel ist klar formuliert: Aufstieg in die Kreisliga A. Ein solch großer Verein gehört seinem Selbstverständnis nach nicht in die Kreisliga B. In der nächsten Saison soll es endlich klappen mit dem Aufstieg, nachdem Sölderholz in der abgelaufenen Spielzeit als Zweiter nur ganz knapp scheiterte. „Dann“, gibt Joachim Schanz zu, „müssen wir allerdings von unserem Konzept abrücken und unseren Spielern Geld zahlen. Ich kann denen

» ICH KANN DENEN JA NICHT SAGEN:
IHR SEID DIE
EINZIGEN
DEPPEN,
DIE FÜR LAU-
DIE SPIELEN!«

Joachim Schanz, Vorsitzender der Sportfreunde Sölderholz



ja nicht sagen: Toll, jetzt sind wir in der Kreisliga A, aber ihr seid die einzigen Deppen, die für lau spielen.“

Für lau spielt beim FC Brünninghausen schon seit Jahren niemand mehr. „Wenn der Markt das hergibt, sagt man ja nicht nein. Man muss diesen Weg mitgehen“, sagt Dominik Lipki. Bei seinem Verein sorgt vor allem ein großer Sponsor dafür, dass dieser Markt da ist: Kik und Tedi sind der gemeinsame Hauptsponsor des FCB. Wieviel Geld dem Oberligisten dadurch jährlich zur Verfügung steht, will Lipki nicht genau sagen. Es sei eine „sechsstellige Summe, allerdings deutlich unterhalb von einer halben Million Euro“. Diese Einnahmen sind die größte Geldquelle des FC Brünninghausen. Eintrittsgelder, Mitgliedsbeiträge und Einnahmen aus der vereinseigenen Gastronomie fallen im Vergleich dazu deutlich ab.

Was passiert, wenn Kik und Tedi mal die Lust am FCB verlieren sollten? Lipki hält das für unwahrscheinlich, sagt aber auch: „Natürlich bringt so etwas auch ein gewisses Risiko mit. Aber genau deswegen wollen wir uns in Zukunft, gerade was das Sponsoring angeht, etwas breiter aufstellen.“

Joachim Schanz hält von einem solchen Konzept nicht viel. „Wenn ein großer,

alleiniger Sponsor nach drei Jahren sagt: Das habe ich mir anders vorgestellt, ich habe keine Lust mehr oder was auch immer: Dann bin ich pleite.“ Deshalb ist die Werbebände am Sportplatz in Sölderholz bunt: Neben Zahnärzten werben eine Apotheke und ein Bestattungsunternehmen. Alle in Sölderholz, versteht sich.

Interessant ist auch das, was die Werbebände einrahmt: der Fußballplatz, den der Verein sich mit der Stadt teilt. Dort sieht man kein sattes Grün, sondern staubiges Rot. Die Sportfreunde Sölderholz sind einer der letzten Vereine in Dortmund, die noch auf einem Ascheplatz spielen. In weiten Teilen der Stadt sind die Hartplätze in den vergangenen Jahren modernem Kunstrasen gewichen. Ein Teufelskreis für die Sportfreunde. „Die Asche impliziert, dass wir uns sportlich nicht weiterentwickeln. Das heißt: weniger Zuschauer, also auch weniger Werbekontakte“, erklärt Joachim Schanz. Ein Kunstrasenplatz würde mehr Sponsoren locken. Doch deren Gelder sind nötig, um einen solchen Platz zu bauen.

Auch Spieler könne man dann eher halten, wie Joachim Schanz sagt, gerade im Jugendbereich. Ein Nachwuchsspieler wolle natürlich lieber auf einem weichen Kunstrasen spielen als auf der steinigen

Asche, bei der man nach Wochen noch die Steinchen aus dem Knie puhlen müsse. Deshalb planen die Sportfreunde, so schnell wie möglich das künstliche Grün nach Sölderholz zu holen. „Ein Kunstrasenplatz ist für den Verein zwingend notwendig. Langfristig kann in Dortmund kein Verein mit Ascheplatz überleben“, sagt Joachim Schanz.

Kunstrasenplatz ein wichtiger Erfolgsfaktor

Die Fußballer in Brünninghausen spielen seit 2009 auf Kunstrasen. „Ich glaube nicht, dass man in der Oberliga auf einem Ascheplatz spielen darf“, sagt Dominik Lipki lächelnd. „Aber mal im Ernst: Ich denke, der Kunstrasen hier war schon ein ganz wichtiger Baustein in der Entwicklung dieses Vereins.“ Im gleichen Jahr, in dem der neue Platz gebaut wurde, stieg der FCB von der Bezirksliga in die Landesliga auf – auf dem Kunstrasen folgten danach noch zwei weitere Aufstiege.

Die Sportfreunde Sölderholz finanzieren sich, anders als Brünninghausen, zum Großteil aus Mitgliedsbeiträgen. Reinvestiert wird dieses Geld unter anderem in das Vereinsheim. Das ist in Sölderholz klein, aber fein und gemütlich. An der Wand prangt das Vereinswappen, im Raum stehen eine kleine Theke und ein paar Sitzmöglichkeiten, dazu ein Fernseher zum Fußballgucken. Alles von den Mitgliedern selbst aufgebaut und eingerichtet. Und vor allem: erneut nicht vergleichbar mit dem FC Brünninghausen.

Dort ist das Vereinsheim eine eigene Gastronomie mit zwei Festangestellten, von der Größe her nicht vergleichbar mit dem Raum in Sölderholz. Diese beiden Vereine leben in unterschiedlichen Welten. Welten, die sich schon bald noch weiter voneinander entfernen könnten. Denn der FC Brünninghausen plant etwas, das es im Dortmunder Amateurfußball noch nicht gegeben hat.

Der FCB möchte mit dem Hombrucher SV fusionieren und sowohl im Nach-



Keine sponsorenfinanzierte Sitzplatztribüne in Sölderholz

» WENN DER MARKT
DAS HERGIBT,
MUSS^{MAN DIESEN} WEG
MITGEHEN! «

Dominik Lipki, Sportdirektor der Jugendabteilung des FC Brünninghausen



FC BRÜNNINGHAUSEN



GRÜNDUNGSJAHR **1927**

FARBEN **BLAU**
WEISS

G **A** **OBERLIGA**
WESTFALEN

INTERNETSEITE
FCB-1927.COM

SF SÖLDERHOLZ



GRÜNDUNGSJAHR **1893**

FARBEN **ROT**
WEISS

G **A** **KREIS**
LIGA **B**

INTERNETSEITE
SF-SOELDERHOLZ.DE

wuchs-, als auch im Seniorenbereich mittel- bis langfristig die Nummer Zwei im Dortmunder Fußball werden – hinter Borussia Dortmund. Der Ortsnachbar aus Hombruch spielt mit seinem ersten Seniorenteam in der siebtklassigen Landesliga. Die A-Jugend kickt in der zweithöchsten Spielklasse, die B-Jugend gar ganz oben in der Bundesliga. Die Kräfte sollen gebündelt werden – dann wollen die Klubs hoch hinaus. „Die Idee ist in den vergangenen Monaten gereift. Wir stoßen hier immer wieder an unsere Grenzen, Hombruch auch. Warum sollte man sich dann nicht zusammentun? Ich glaube, dass dieses Konstrukt auf Leistungsebene etwas ganz Außergewöhnliches sein könnte“, erläutert Dominik Lipki. Langfristig wolle man, falls die Mitglieder dieser

Fusion zustimmen, mit den Nachwuchsteams in der Bundesliga und dem Seniorenteam in der viertklassigen Regionalliga spielen. Auch ein Nachwuchsleistungszentrum ist geplant. Hier sollen talentierte Jugendkicker unter professionellen Bedingungen trainieren. Ein solches Zentrum besitzen in der Regel nur Profi-Vereine. Der BVB etwa hat eins im Stadtteil Brackel.

Sphären, von denen man in Sölderholz nur träumen kann. Dort will man „nur“ in die Kreisliga A. So unterschiedlich die Ziele der Vereine und die Blickwinkel von Schanz und Lipki auf den Fußball auch sind: Sie beide sehen den immer größer werdenden Einfluss des Geldes auf den Amateurfußball kritisch – weil sie diesen Sport lieben. Wie sehr, das

zeigt sich bei der Freizeitgestaltung von Joachim Schanz. Jeden Sonntag steht er auf dem Fußballplatz und schaut sich die Spiele der Sportfreunde Sölderholz an. Die mehrwöchige Sommerpause im Amateurfußball machte ihm zuletzt zu schaffen. Denn die Kabinen in Sölderholz und auch in Brünninghausen blieben in der Sommerpause für ein paar Wochen geschlossen. „Ich musste mir ernsthaft Gedanken machen, was ich sonntags machen soll“, sagt Schanz lachend.

pl.

SAG MAL, PROF ...!?

Was ist eigentlich Obst und was ist Gemüse?

TEXT LEONIE KRZISTETZKO FOTO MARKUS BERGMANN ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN



Die Trennung zwischen Obst und Gemüse hängt davon ab, wie man eine Pflanze verwendet und nicht so sehr davon, was diese Pflanze ist. Von den Inhaltsstoffen jedoch ist wiederum abhängig, wie wir sie zubereiten. Obst besteht aus viel Zucker und Wasser und wenig Nährstoffen und Proteinen. Wirklich ausgewogen könnte man sich davon also nicht ernähren. Wer nur Obst, zum Beispiel ausschließlich Kirschen, isst, bekommt etwa schnell Durchfall.

Deshalb ist die Sättigungsbeilage in der Mensa auch nie Obst. Statt Obst wird oft Gemüse zu anderen Speisen serviert. Es schmeckt nicht süß, enthält viele Nährstoffe und Proteine und wird in der Regel gekocht serviert. Das liegt daran, dass die Zellwand von Gemüse stabil ist. Beim Kochen platzt ein wichtiger Teil der Zellwand auf, sodass wir leichter an die Nährstoffe kommen. Obst hingegen können wir roh essen, weil die Zellwände sich dort direkt auflösen und wir so an die Inhaltsstoffe gelangen, die wir haben wollen.

Es lässt sich also festhalten, dass Obst etwas ist, was immer roh gegessen werden kann, wohingegen man Gemüse vornehmlich kocht. Generell ist es eher schwierig, verschiedene Arten von Pflanzen voneinander zu trennen. In der Natur gibt es immer auch Übergänge zwischen zwei Typen. Es gibt 20 Grundformen und jede Menge Übergangsformen, weshalb die Fruchtbiologie sehr kompliziert ist. Der Begriff „Frucht“ lässt sich Obst und Gemüse gleichermaßen zuordnen. Eine Frucht ist eine Blüte im Zustand der Samenreife. Das bedeutet, dass Früchte aus einer Blüte stammen müssen. So ist es zum Beispiel bei Zucchini, Kürbissen und Schmorgurken. Man würde nie auf die Idee kommen, eine Zucchini roh zu essen, weil sie dann nach nichts schmeckt. Deshalb, und weil sie aus einer Blüte stammt, ist sie zwar eine Frucht, aber kein Obst.

Nun kann man natürlich einwenden, dass man etwa bei einem Currygericht auch Obst verkochen kann. Allerdings dient es hier nur dem Geschmack und nicht der Sättigung. Deshalb bleibt das Obst auch in diesem Fall Obst.



Beeren-, Stein- und Kernobst sind immer Obst, weil man sie nie als Gemüse zubereitet. Zum Beerenobst gehört auch die Erdbeere, von der viele denken, dass sie eine Nuss sei. Dabei ist die Erdbeere niemals komplett eine Nuss, botanisch gesehen ist sie eine Sammelnussfrucht. Das liegt an den kleinen gelben Kernen, die auf der Erdbeere sitzen. Dies sind sogenannte Nüsschen. Eine Beere zeichnet sich dadurch aus, dass ihre ganze Fruchtwand fleischig ist. So ist es auch bei der Paprika, die eigentlich eine Beere, aber im Gemüseregal eine Schote ist.

Das ist ein gutes Beispiel dafür, dass die allgemeine und botanische Terminologie oft weit auseinandergehen. Botanische Formulierungen vereinfachen das Alltagsleben nicht wirklich. An den strikten Definitionen der Wissenschaft muss sich die Umgangssprache nicht messen. Um der Diskussion um Obst und Gemüse aus dem Weg zu gehen, macht es sich der Supermarkt leicht: auf den Schildern dort steht „Obst und Gemüse“.

Prof. Dr. Thomas Stützel
unterrichtet am Lehrstuhl
für Evolution und Biodi-
versität der Pflanzen an der
Ruhr-Universität Bochum.



NICHT VERÖFFENTLICHEN!

Hier hätte eigentlich ein Interview mit einer Zeugin Jehovas stehen sollen. Hätte. Unsere Autorin hat eine Freundin interviewt, doch die zog ihre Aussagen zurück. Für die Autorin steht daher fest: Interviews mit Freunden sind schwierig – vor allem, wenn sie von den Zeugen Jehovas sind.

TEXT MAIKE VELDEN ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN

Zitternd warte ich vor einem Café im Kölner Süden – und das, obwohl die Wetter-App 24 Grad Celsius anzeigt. Ich bin aufgeregt, gleich treffe ich mich mit Sina* zum Interview. Es ist kein normales Gespräch. Sina ist Zeugin Jehovas – und außerdem eine ehemalige Jugendfreundin. In der Schule saßen wir nebeneinander und hatten immer etwas zu bequatschen. Probleme aufgrund ihres Glaubens gab es zwischen uns nie.

Sina will, dass ich ihr die Interviewfragen vorab schicke

Ein paar Wochen zuvor: „Würdest du mir ein Interview geben?“, frage ich Sina. „Zu deinem Leben als Zeugin Jehovas?“ – „Sehr gerne“, antwortet sie. „Aber es wäre wichtig, dass du mir die Fragen vorher schickst.“

Ich schreibe ihr eine Mail: Wie lebst du deinen Glauben? Wie sieht dein Alltag in der Gemeinschaft aus? Wie haltet ihr Messen oder Gottesdienste ab? Ihr Umfeld interessiert mich: Sind deine Freunde und Familie alle Zeugen Jehovas? Auch die ärztliche Behandlung darf nicht zu kurz kommen. Denn Zeugen Jehovas nehmen kein Fremdblut an und sind gegen Bluttransfusionen. Außerdem feiert die Glaubensgemeinschaft weder Geburtstage noch Weihnachten. Auch danach will ich fragen.

Damit ist es mit der Vorbereitung noch nicht getan. Deshalb kontaktiere ich einen Experten, Christoph Grotepass von der Sekteninfo Essen. Mit ihm bespreche ich, was ich Sina fragen möchte. Er

rät mir: „Du kannst auch Fragen stellen, die du ihr vorher nicht geschickt hast. Fragen, auf die sie sich nicht vorbereiten kann.“ Etwa wie sie dazu steht, nicht wählen gehen zu dürfen.

Den ersten Termin sagt Sina ab, schreibt, sie habe viel zu tun. Der zweite Termin rückt näher. Ich schaue Dokus und lese so ziemlich alles, was im Netz zu den Zeugen zu finden ist. Bald müsste mein Hirn vor Infos überlaufen. Auch die Internetseite der Zeugen kenne ich fast auswendig.

Sina kommt durch eine Seitenstraße auf mich zu, wir umarmen uns zur Begrüßung. Als wir das Café betreten, sage ich: „Das Gespräch wird aufgenommen.“ Sina nickt. Ich lege das Smartphone auf den Tisch – Sina einen Zettel. Ich kann ein paar markierte Textpassagen entdecken. Sie hat sich die Fragen und die Antworten dazu aufgeschrieben.

Unser Gespräch beginne ich mit einer Reihe allgemeiner Fragen. Wie Sinas Alltag in der Glaubensgemeinschaft aussieht, und wie die Gottesdienste ablaufen. Sie wirkt entspannt, lehnt sich in ihrem Stuhl zurück, die Hände bleiben auf dem Tisch. Es ist angenehm kühl in dem Café. Auf Fragen, die ihr neu sind, fehlen Sina zu Beginn die Worte, dann versucht sie, mit ihren vorbereiteten Antworten zu argumentieren.

Abends verbietet Sina mir, den Text zu veröffentlichen

„Du kannst auch gerne vorbeikommen und dir die Gottesdienste ansehen“, sagt sie. „Ich habe leider wenig Zeit“, sage

ich. Gemeint habe ich: „Ich möchte keinen Gottesdienst besuchen, das ist mir zu nah. Und ich möchte keine Zeugin Jehovas werden.“ Doch das spreche ich nicht aus. Sie nickt. Im Laufe des Gesprächs lädt sie mich noch drei weitere Male in den Königssaal ein. Wir unterhalten uns etwa eine Stunde.

Zum Abschied umarme ich Sina. Es tut gut, eine alte Freundin wieder zu sehen. Das wollen wir wiederholen.



*Richtiger Name der Redaktion bekannt

Kaum sitze ich im Auto, schreibt Sina mir eine Nachricht. Sie wolle nicht, dass ich das Audiomaterial verwende, da sie sich auf ganz andere Fragen vorbereitet habe. „Das Material werde ich sichten, dann kann ich mehr dazu sagen, was ich verwenden werde“, antworte ich. Am Abend verbietet Sina mir, den Text zu veröffentlichen, wenn ich das Audiomaterial verwende. Ich stehe vor einem Problem. Die Antworten auf kritische Fragen müssen in das Interview, sonst werbe ich für die Zeugen – das möchte ich nicht. Ich bin überfordert und rufe in der Redaktion an. Mir wird geraten, über die Situation nachzudenken, Ab-

stand zu gewinnen und mich zu fragen: Ist es mir die Freundschaft wert?

Ich möchte nicht gegen den Willen einer Freundin handeln

Sina hat eingewilligt, dass ich das Gespräch aufnehme. Sie hat gut hörbar auch auf kritische Fragen geantwortet. Doch das Interview abzdrukken, würde zu Ärger mit Sina und den Zeugen führen; ich würde eine Freundin verlieren. Einerseits möchte ich diese Freundschaft nicht aufs Spiel setzen, auch wenn es mir weh tut, meine Idee nicht umsetzen zu können. Andererseits habe ich Zeit

und auch Kraft aufwenden müssen, damit es überhaupt zu einem Gespräch kommt. Geduldig wartete ich auf Antworten und habe mehrmals nachgefragt. Trotzdem möchte ich nicht gegen den Willen meiner Freundin handeln.

Mit Freunden oder Freundinnen ein Interview zu führen, ist schwierig – vor allem eines, das kritisches Hinterfragen erfordert. Momentan treffen Sina und ich uns nicht. Wir haben viel zu tun, aber ich würde Sina gerne öfter sehen. Zweimal hat sie nach dem Stand des Textes gefragt, bisher habe ich mich mit kleinen Ausreden gerettet. Bald muss ich ihr sagen, dass der Text, so wie sie ihn sich vorstellt, nicht gedruckt wird. Wie sie auf diesen Text hier reagieren wird? Ich weiß es nicht.



ABER BITTE OHNE FOTO

Wer Ahmad heißt, hat in vielen Bewerbungen schon verloren: Noch immer werden Migrantinnen und Migranten, Frauen und Behinderte bei der Jobsuche diskriminiert. Helfen könnten anonymisierte Bewerbungen. In Deutschland sind sie dennoch eine Seltenheit.

TEXT JANA-SOPHIE BRÜNTJEN FOTOS SEBASTIAN BICKERICH & ANGELA FRAUHOLOZ & LUKAS WILHELM

Wenn Sandra Bauer circa 1500 Bewerbungen schreibt, wird sie in 18,8 Prozent der Fälle zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Schickt Meryem Öztürk die gleiche Anzahl Bewerbungen ab, bekommt sie nur auf 13,5 Prozent eine positive Rückmeldung.

Trägt Meryem dann auch noch ein Kopftuch, sinkt die Zahl der Einladungen auf 4,2 Prozent. Dabei waren die Bewerbungen identisch: einzig Name und Foto unterscheiden sich. Sandra und Meryem existieren nicht wirklich.

Sie sind fiktive Personen, in deren Namen das Institut zur Zukunft der Arbeit (IZA) für eine Studie 2016 fast 1500 Bewerbungen verschickte und auswertete. An ihnen wird ein grundlegendes Problem auf dem deutschen Arbeitsmarkt deutlich: Menschen mit Migrationshintergrund, Frauen, Behinderte, religiöse und sexuelle Minderheiten sowie Bewerberinnen und Bewerber über 50 haben ungeachtet ihrer Qualifikationen deutlich schlechtere Chancen auf ein Bewerbungsgespräch. Dabei verbietet das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) seit 2006 hierzulande

jegliche Art der Diskriminierung. Durch dieses Gesetz sollen benachteiligte Gruppen in allen Lebenslagen gestärkt werden.

„Arbeitgeber sortieren vor“

„Arbeitgeber bekommen oft viel mehr Bewerbungen als sie überhaupt lesen können. Dann muss aussortiert werden“, erklärt Sebastian Bickerich, Pressesprecher der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS). Personaler ließen Bewerbungen mancher Personengrup-



pen dann eher außen vor. „Wenn zum Beispiel Namen dabei sind, die die Verantwortlichen gar nicht aussprechen können, suchen sie sich lieber einen Herrn Müller oder Maier.“

Eine Lösung sieht die ADS in anonymisierten Bewerbungsverfahren. Hier gibt es verschiedene Strategien, doch bisher setzen die nur wenige deutsche Unternehmen ein. Ein Beispiel ist Siemens: Interessierte können sich dort auch ohne Foto bewerben. „Je nachdem, wie anonym die Bewerbung ist, werden Fotos und alle Hinweise auf Alter, Geschlecht,

Religion oder Ähnliches weggelassen“, sagt Bickerich. Was bleibt sind Abschlüsse, Berufserfahrung, Praktika, besondere Kenntnisse und Interessen. Dabei gibt es verschiedene Möglichkeiten: Statt Mappen mit Anschreiben, Lebenslauf und Zeugnissen zu verschicken, füllen die Bewerberinnen und Bewerber zum Beispiel standardisierte Formulare aus. Eine andere Option ist die Bewerbung in Tabellenform: Eine neutrale Person im Unternehmen überträgt Daten wie Zeugnisnoten und Praktika in eine Tabelle und leitet sie an die Personalabteilung weiter. Bei Online-

Bewerbungen kann man außerdem persönliche Angaben schwärzen oder blindschalten. Bedeutet: Sobald eine Bewerberin oder ein Bewerber zu einem Gespräch eingeladen wird, erhalten die Personalverantwortlichen die vollständigen Unterlagen. Die Bewerbung ist nicht länger anonym.

Die selbstständige Karriereberaterin Angela Frauholz hält das für einen großen Nachteil des Verfahrens: „Im Vorstellungsgespräch greifen wieder die überholten Auswahlmuster.“ Anonymisierte Bewerbungsverfahren könnten demnach

nicht vor einer Diskriminierung im Gespräch schützen. „Letztlich verschiebt sich das Aussieben der Bewerber nur um eine Runde“, sagt Frauholz. Ihr Kollege Oliver Bube, ebenfalls Unternehmensberater, sieht noch eine andere Gefahr: „Der Bewerber wird auf rein fachliche Aspekte reduziert, während Persönlichkeit und Kreativität keine Rolle mehr spielen.“ Laut Frauholz wird das vor allem für Bewerberinnen und Bewerber zum Problem, die keinen gradlinigen Lebenslauf haben oder die die Anforderungen der Stelle nicht komplett erfüllen. Das sei häufig bei Berufsanfängerinnen und Berufsanfängern der Fall: „Wenn Aspekte wie die Herkunft weggelassen werden, können die Jobsuchenden beispielsweise nicht mehr mit interkultureller Kompetenz punkten, um fehlende Qualifikationen wettzumachen.“

Das Verfahren besteht im Test

Die Beraterin bezweifelt auch, dass das anonymisierte Verfahren für alle Stellen geeignet ist: „Anonyme Bewerbungen sind für Jobs unbrauchbar, in denen der Bewerber individuell und kreativ sein muss oder eine ausgeprägte Persönlichkeit benötigt.“ Beispiele dafür seien Werbefachleute, Produktdesigner oder Mediengestalterinnen.

Bube glaubt außerdem, dass Zeit, Geld und Ressourcen verschwendet werden – sowohl bei den Jobsuchenden als auch bei den Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern. „Im Grunde hat ein Vorstellungsgespräch in diesem Verfahren den Charakter eines Blind Dates“, sagt der Karriereexperte. Die Personalverantwortlichen wüssten nämlich selbst nachdem die Anonymisierung aufgehoben

wird nicht genau, wen sie vor sich sitzen haben. „Wenn zum Beispiel jemand besonders Kreatives gesucht wird, erkennt man das in einer klassischen Bewerbung leichter.“ Es sei wahrscheinlicher, dass beide Parteien am Ende doch nicht zusammenpassen.

ADS-Pressesprecher Bickerich hält diese Kritik für ungerechtfertigt: „Eine direkte Diskriminierung im Bewer-



„Im Vorstellungsgespräch greifen wieder die überholten Muster. Letztlich verschiebt sich das Aussieben der Bewerber nur um eine Runde.“

– Angela Frauholz –

bungsgespräch ist sehr selten, weil die Hemmschwelle face to face höher ist.“ Dadurch, dass sich die Bewerberinnen und Bewerber im Gespräch beweisen könnten, stiegen automatisch ihre Chancen auf den Job. Auch das Argument, dass das Verfahren nicht für alle Stellenausschreibungen geeignet sei, lässt er nicht gelten: „Bei standardisierten Bewerbungen liegt immer ein Motivati-

onsschreiben bei und selbst wenn Daten geschwärzt werden, bleibt der restliche Inhalt des Schreibens derselbe.“ Einen Mehraufwand sieht der ADS-Sprecher ebenfalls nicht: „Wir haben ein Pilotprojekt durchgeführt, das bewiesen hat, dass das anonymisierte Verfahren genauso praktikabel ist wie das herkömmliche.“

Die ADS leitete das Projekt von 2011 bis 2012 mit dem IZA. Neben den vier international agierenden Konzernen Deutsche Post DHL, Deutsche Telekom, L'Oréal Deutschland und Procter & Gamble nahmen auch drei öffentliche Verwaltungen und das mittelständische Unternehmen My Days teil. Sie setzten für ein Jahr in verschiedenen Beschäftigungsbereichen auf anonymisierte Bewerbungen, auch bei Führungspositionen. Das Ergebnis: Alle Bewerbergruppen hatten die gleiche Chance, eingeladen zu werden.

Ein Gesetz, das Unternehmen verpflichtet, anonymisierte Verfahren einzuführen, hält Bickerich trotzdem für falsch. „Wir glauben, dass Arbeitgeber diesen Schritt freiwillig gehen müssen.“ Der Gesetzgeber habe mit dem AGG schon eine angemessene Basis für die Chancengleichheit geschaffen. Die ADS empfiehlt Personen, die das Gefühl haben, im Bewerbungsverfahren diskriminiert worden zu sein, zunächst Hilfe bei einer Beratungsstelle zu suchen.

Gegen Diskriminierung vor Gericht ziehen

„Hat ein Bewerber ein Indiz dafür, dass er zum Beispiel aufgrund seines Geschlechts eine Absage erhalten hat, kann er eine Entschädigung in Anspruch nehmen. Oder er verklagt den Arbeitge-

ber notfalls auf Schadenersatz“, erklärt Sebastian Jannsen, Fachanwalt für Arbeitsrecht. Ein Hinweis kann dabei unter anderem eine falsch formulierte Stellenausschreibung sein. „Sobald ein Indiz vorliegt, muss der Arbeitgeber beweisen, dass er niemanden benachteiligt hat.“ Gibt ein Gericht der Klägerin oder dem Kläger recht, bekommen die Geschädigten bis zu drei Monatsgehälter, wenn sie nicht eingestellt werden.

Stellenausschreibungen müssen Jannsen zufolge nicht immer geschlechtsneutral formuliert sein. Es gibt Ausnahmen: „Wenn ein weibliches Model für ein Modehaus gesucht wird, darf das auch so geschrieben werden.“ Außerdem sind nach dem AGG sogenannte positive Maßnahmen erlaubt: Das sind alle Mittel, die bestehende Nachteile für bestimmte Personen abbauen sollen. Dazu gehört auch, dass benachteiligte Gruppen bevorzugt eingestellt werden. „Wenn Unternehmerinnen und Unternehmer mit Chancengleichheit argumentieren, können sie nur nach Frauen oder Behinderten suchen“, sagt Bickerich.

Kehrtwende in den Köpfen notwendig?

Die Zahl der Diskriminierungsklagen geht laut Jannsen seit Jahren zurück. „Das kann entweder daran liegen, dass weniger Bewerber diskriminiert werden oder daran, dass die Unternehmen gelernt haben, keine Indizien für eine Benachteiligung zu hinterlassen.“ Ob sich eine Klage lohnt, hängt laut dem Arbeitsrechtler vom jeweiligen Fall ab. Bei Klagen vor dem Arbeitsgericht kommt es meist zu Vergleichen: Die Gerichtskosten entfallen dann komplett. Weder die Klägerin oder der Kläger,

noch die oder der Angeklagte laufen Gefahr, zu verlieren und die Kosten für das Gericht zahlen zu müssen.

Bickerich hält gesetzliche Vorgaben deswegen für unzureichend: „Die Personalabteilungen müssen umdenken und Vorurteile bei den Mitarbeitern abbauen.“ Erste positive Entwicklungen beobachtet der Pressesprecher der ADS bereits: „Mehr als die Hälfte der



„Eine direkte Diskriminierung im Bewerbungsgespräch ist selten, weil die Hemmschwelle face to face höher ist.“

– Sebastian Bickerich –

Teilnehmer unseres Pilotprojekts hat die anonymisierten Bewerbungen beibehalten.“ Besonders in der öffentlichen Verwaltung tut sich was: Bis jetzt wurden in zehn Bundesländern Pilotprojekte durchgeführt und in 16 Kommunen wurde das Verfahren bereits eingesetzt.

Auch das Land Berlin führte von März 2014 bis März 2015 ein eigenes Projekt

durch. Und das offenbarte ähnliche Ergebnisse wie das auf Bundesebene: Benachteiligte Gruppen hatten höhere Chancen, die Personaler fokussierten sich mehr auf die Qualifikationen, und Menschen, die bereits diskriminiert worden waren, fühlten sich durch das anonyme Verfahren ermutigt, sich zu bewerben. Nachdem das Projekt abgeschlossen war, führte der Berliner Senat das Verfahren für verschiedene Bereiche der Landesverwaltung und der Landesunternehmen ein.

„Im internationalen Vergleich hinkt Deutschland weit hinterher“, sagt Pressesprecher Bickerich. Zum Vorbild nehmen könnten sich deutsche Betriebe Unternehmen in Kanada. Dort sind Fotos und persönliche Angaben in der Bewerbung sogar verboten. Auch in einigen europäischen Ländern gehören anonymisierte Bewerbungen inzwischen zur Norm: In Frankreich etwa sind anonyme Lebensläufe für Unternehmen mit mehr als 50 Angestellten Pflicht und in Belgien hat sich das Verfahren im gesamten öffentlichen Sektor durchgesetzt.

Absolut gleiche Chancen werde es nie geben, sagt auch Bickerich. Doch ob als Sandra Bauer oder als Meryem Öztürk, ob mit oder ohne Kopftuch – in Frankreich oder Belgien hätten alle ähnliche Chancen auf ein Bewerbungsgespräch.

pl.

EINE NACHT IN ISTANBUL

Menschen rennen schreiend durch die Straßen, an türkischen Militärs, die Regierung gewaltsam zu Christopher Beuter im Interview darlegt. Praktiken Putschversuch erlebte. Und eine Expertin und Wir haben nachgefragt – ein Jahr nach den

„Panzer und Soldaten blockierten wichtige Strecken.“

Christopher Beuter, Politikwissenschaftler

Nach fast einem Jahr hat der Putschversuch des Militärs immer noch Auswirkungen in der Türkei. Christopher Beuter unterrichtet Politikwissenschaften an der TU und ist auf den Nahen Osten spezialisiert. Er erklärt, was am 15. Juli passierte und welche Folgen das hat.

Was geschah genau am 15. Juli 2016?

An diesem Abend ereignete sich an mehreren Orten in der Türkei gleichzeitig ein Putschversuch. Dabei versuchten Teile des Militärs wichtige Städte zu kontrollieren. Vor allem die Hauptstadt Ankara und Istanbul waren betroffen. In Ankara wurden der Präsidentenpalast und das Parlament von den Putschisten beschossen. Panzer und Soldaten blockierten wichtige Strecken im Land. Auch die beiden Brücken über den Bosphorus waren betroffen, das ist die Meeresenge, die Istanbul in einen westlichen und östlichen Teil trennt. Mehr als 290 Menschen kamen bei den gewaltsamen Auseinandersetzungen ums Leben, über die Hälfte waren Zivilisten. Präsident Erdogan verkündete in dieser Nacht in einem Fernsehinterview, dass die Regierung des Landes keinesfalls mit dem Putschversuch einverstanden ist und die Bürger auf die Straße gehen sollen, um gegen diesen zu protestieren und die Panzer aufzuhalten. Am nächsten Morgen war klar, dass der Putsch-

versuch gescheitert ist. Obwohl die Türkei bereits in der Vergangenheit mit Putschversuchen konfrontiert war – der letzte gelang im Jahr 1980 – kam dieser für die Bevölkerung und Regierung völlig überraschend.

Die Putschisten ließen eine Moderatorin in dieser Nacht eine Erklärung über einen Nachrichtensender vorlesen. Was ist dort passiert?

Die Putschisten versuchten, sowohl wichtige Orte als auch die Medien zu kontrollieren. Über den Nachrichtensender konnten sie ein großes Publikum erreichen. Die Moderatorin wurde gezwungen im Fernsehen vorzulesen, dass das Militär in diesem Moment die Macht übernahm.

Hat der Putsch immer noch Auswirkungen auf die Bevölkerung?

Der Einfluss auf die Gesellschaft ist immer noch stark: Über 100 000 Personen sind seit dem 15. Juli festgenommen und inhaftiert worden, darunter Soldaten, Polizisten, Beamte, Richter und Journalisten. Zudem wurden mehrere Tausend Lehrer und Wissenschaftler entlassen. Dies geschah, weil die Regierung Erdogans ihnen vorwirft, Anhänger der Gülen-Bewegung zu sein. Laut Regierung ist der Prediger Fethullah Gülen hauptverantwortlich



für den Putschversuch. Einen konkreten Beweis dafür gibt es nicht – auch Gülen bestreitet dies.

Wie sieht es mit der Pressefreiheit aus?

Die Pressefreiheit ist stark eingegrenzt, es herrscht eine Zensur. In allen Bereichen der Medien, also Fernsehen, Radio und Zeitung, hat die Regierung eingegriffen. Viele unabhängige Medien wurden geschlossen oder können nicht mehr richtig arbeiten, obwohl es essenziell für die Demokratie ist, dass es solche Medien gibt. Auch das bekannte unabhängige Nachrichtenmedium „Cumhuriyet“ wurde beeinflusst. Kritische Journalisten, die in der Türkei leben, wurden festgenommen.

Lässt sich aktuell wieder von Normalität sprechen oder gilt immer noch der Ausnahmezustand?

mehreren Orten fallen Schüsse, Explosionen sind zu hören. Am 15. Juli 2016 versuchten Teile des stürzen. Ein Tag, der den Alltag in der Türkei nachhaltig verändert hat, wie Politikwissenschaftler Simon Hartmann war mittendrin, als das Chaos über Istanbul hereinbrach. Er erzählt wie er ein Experte erklären was Studierende tun können, die ein Erasmus-Semester in der Türkei planen. Ereignissen.

TEXT MELINA GRIES FOTOS JAN VON ALLWÖRDEN & SVEN LÜÜS & PICTURE PEOPLE & PRIVAT

Nein, normal ist die Lage nicht. Der Ausnahmezustand, den Erdogan nach dem Putschversuch ausgerufen hat, gilt weiterhin, obwohl dieser nur drei Monate anhalten sollte.

Ist es momentan sicher, ein Auslandssemester in der Türkei zu machen?

Die Wahrscheinlichkeit, bei einem Terroranschlag ums Leben zu kommen, ist geringer als bei einem Verkehrsunfall. Jeder muss es für sich selbst entscheiden. Dennoch weiß ich nicht, ob es sinnvoll ist, ein Auslandssemester in der Türkei zu machen, da auch viele Wissenschaftler an den Universitäten entlassen oder inhaftiert wurden.



„Wir haben die Kampffjets über unser Haus donnern hören.“

Simon Hartmann, Student

Von schönen Momenten bis hin zu Angst und Panik war bei Simon Hartmanns Auslandspraktikum alles dabei. Der 27-Jährige war gerade zwei Wochen in Istanbul, als sich im Juli 2016 der Putschversuch ereignete. Was genau er dort erlebt hat, erzählt er hier.

Welche Erinnerungen hast du an den Putschversuch am 15. Juli?

Dieser Tag hat sich bei mir eingebrannt wie kein anderes politisches Ereignis. Ich war mit Freunden auf der Straße

unterwegs und habe die Massenpanik dort mitbekommen. Die Menschen sind uns schreiend entgegen gekommen, die Panik war ihnen ins Gesicht geschrieben. Wir wussten, dass etwas passiert sein musste. Ich bin dann mit meinen Freunden nach Hause gegangen. Wir haben die Kampffjets über unser Haus donnern hören. Zunächst haben wir gedacht, dass sie die Stadt bombardieren. Aber wie wir später erfahren haben, war es so laut, weil die Jets die Schallmauer durchbrochen haben. Schüsse und Ex-

plosionen waren im Stadtteil Beyoglu zu hören, in dem ich auch wohnte. Dazu kamen die ganzen Nachrichten, sowohl die deutschen als auch die türkischen, auf meiner Facebook-Timeline.

Wie hast du reagiert als du gemerkt hast, hier passiert gerade etwas?

Wir waren zu acht unterwegs. Mit dabei war ein syrischer Kriegsflüchtling, der die Situation ein wenig besser einschätzen konnte: Jeder von uns sollte für einen anderen verantwortlich sein,

damit wir einander nicht verlieren. Das war eine Art der Beruhigung und Ordnung, möglichst gut nach Hause zu kommen. Wir sind dann schnell zu mir in die Wohnung gegangen, weil diese am nächsten war. Dort haben wir vieles über das Internet erfahren.

Was wurde in den ersten Minuten nach dem Putsch in den Nachrichten geschrieben?

Die Situation war völlig unübersichtlich, das Internet voller Gerüchte. Darunter auch, dass Erdogan in Deutschland Asyl beantragt habe, aber abgelehnt wurde. Das ist wohl das beste Beispiel für die Hektik der Nacht. Irgendwann eroberten die Putschisten einen Nachrichtensender und ließen eine Moderatorin eine Erklärung ablesen. Später wurde Erdogan in einer anderen Live-Sendung zugeschaltet. Dort forderte er die Bevölkerung zum Widerstand auf.

Hattest du Angst?

Ja, natürlich! Besonders in den Momenten, als sich die Massenpanik ereignete und der erste Kampfjet zu hören war. Aber zwischendurch gab es auch diese überlegte Ruhe, in der ich nachgedacht habe, was der nächste Schritt ist. Ich habe mir auch in diesem Moment Gedanken darüber gemacht, wo die deutsche Botschaft ist. Und darüber, was ich benötige, wenn ich spontan ausreisen möchte.

Abgesehen von dem Ereignis des Putschversuches: Wie hast du die Zeit in Istanbul erlebt?

Die ersten zwei Wochen, wenn man den Atatürk-Anschlag am 28. Juni ausnimmt, waren für mich sehr euphorisierend, da ich eine neue Kultur kennengelernt habe. Dann war der Putschversuch, der die Politik mit aller Härte in mein Leben gebracht hat. Es hat gedauert bis mein Alltag nicht mehr von Politik bestimmt war.

Wie haben sich die Einheimischen danach verhalten?

Direkt nach dem 15. Juli haben die Muezzins lange ein Trauergebet an den traditionellen Gebetsruf angefügt, aus Respekt vor den Menschen, die in der



Simon genoss seine Zeit in der Türkei – zum Beispiel beim Teetrinken in einem Straßencafé in Istanbul.

Putschnacht ihr Leben verloren haben. Ein trauriges und zugleich trotziges Gebet. Jeden Abend haben die Bürger auf den Straßen gefeiert, dass sie den Putsch verhindert und die Militärdiktatur aufgehalten haben, die sich hätte bilden können. Tagsüber fand das ganz normale Leben, der Alltag, statt und abends wurde dann alles auf den Kopf gestellt. Nach Sonnenuntergang haben sich Tausende Menschen an zentralen Plätzen in mehreren Orten der Stadt auf der Straße versammelt. Vorne gab es eine Bühne, alle Leute hatten die Nationalflaggen dabei, auf denen entweder Atatürk oder Erdogan abgebildet war. Sie wollten verdeutlichen, dass es unterschiedliche politische Lager gibt, die aber gemeinsam ihre Demokratie feiern.

Wie wurde dein Leben durch den Putsch beeinträchtigt?

Anfangs musste ich mich erst einmal wieder auf die Straßen trauen. Aber dann habe ich gemerkt, dass es kein Pro-

blem war, wieder rauszugehen, weil auf den Straßen Frieden – oder eher scheinbarer Frieden – und Alltag herrschte. Es war wichtig, wieder nach draußen zu gehen, um zu sehen, dass der Putsch nicht fortgesetzt wurde und kein Bürgerkrieg ausgebrochen war. Danach begann mein Alltag, also mein Sprachkurs, in dem Stadtteil, in dem ich wohnte. Und auch die Stiftung, für die ich gearbeitet habe, hatte wieder geöffnet.

Hast du etwas von den Verhaftungen und Entlassungen mitbekommen?

Nur über das Fernsehen. Eine Universität wurde von der Regierung im Rahmen der „Säuberung“ geschlossen, weil diese von der Gülen-Bewegung finanziert und gegründet wurde. Da hatten wir plötzlich mehr Sprachschüler bei uns.

Du hast bestimmt auch die deutschen Medien verfolgt oder von deiner Familie und Freunden mitbekommen,

wie zum Beispiel über die „Säuberungen“ geschrieben wurde. Was sagst du dazu?

Die türkischen Medien haben sehr euphorisch und ausführlich über die Märtyrer berichtet, also über die Menschen, die bei dem Putschversuch ums Leben gekommen sind. Im Gegensatz dazu haben deutsche Medien mehr über die „Säuberungsaktionen“ geschrieben und darüber, wie die Regierung die Freiheitsrechte verletzt. Es war auf beiden Seiten eine sehr polarisierende Berichterstattung.

Hattest du vor deinem Hinflug Bedenken wegen der erhöhten Gefahr durch terroristische Anschläge? Hast du überlegt nicht zu fliegen?

Ich habe zuvor mit meiner Mutter ausführlich darüber diskutiert. Wir waren uns einig, dass man leider heutzutage überall einen Terroranschlag befürchten muss und die Wahrscheinlichkeit davon betroffen zu sein, gering ist. Deshalb habe ich mich vom Terror nicht einschüchtern lassen. Wir dürfen uns davon nicht das Leben verbieten lassen.

Warum wolltest du dein Praktikum in der Türkei machen?

Die Türkei finde ich schon seit Jahren interessant. Ich habe viele deutsch-türkische Freunde und ich wollte mehr über den Islam lernen. Außerdem habe ich meinen Bachelor in Geschichte und Politik gemacht, mit dem Schwerpunkt osmanische Geschichte. Da wurde es mal Zeit, dass ich die Türkei besser kennenlernen und dort arbeite.

Es gibt Studierende, die ihr Erasmus-Semester in der Türkei geplant, aber nicht angetreten haben. Kannst du ihre Angst verstehen?

Natürlich. Der Staatsumbau, der vorangetrieben wird, betrifft ja auch das Bildungssystem. Ich kann ihre Angst nachvollziehen und ich verstehe die Gründe, nicht in die Türkei zu gehen. Aber es gibt auch Argumente für einen Aufenthalt dort, wie die schöne türkische Lebensart. Die finde ich unglaublich inspirierend.



Friederike Klemt ist Erasmus-Koordinatorin an der International School of Management (ISM).



Dr. Markus Symmank ist Leiter der Erasmus-Mobilität beim DAAD.

IMMER WENIGER STUDIENAUFENTHALTE IN DER TÜRKEI WERDEN ERWARTET

Das Interesse junger Menschen an einem Auslandsaufenthalt in der Türkei ist stark zurückgegangen. Wir haben nachgefragt: Liegt das ausschließlich an der politischen Situation? Welche Alternativen gibt es und wo könnt Ihr euch informieren?

Über 15 000 Studierende sowie Praktikantinnen und Praktikanten haben im Jahr 2013/2014 nach Angaben der Europäischen Kommission einen Auslandsaufenthalt in der Türkei absolviert. Die aktuellen Zahlen sind noch nicht bekannt. Markus Symmank erwartet jedoch, dass sich die Anzahl im Vergleich zu 2014 beinahe halbiert hat. Als Leiter der Erasmus-Mobilität des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes (DAAD) unterstützt er den internationalen Austausch an Hochschulen. Diese erhalten vom DAAD Fördermittel, um sich an Programmen für Studierende und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu beteiligen und um Praktika zu organisieren.

Friederike Klemt ist Erasmus-Koordinatorin an der International School of Management (ISM) in Dortmund und erklärt, dass viele Studierende aufgrund der unklaren politischen Lage verunsichert sind. Ob das Auslandssemester im Falle eines Abbruchs angerechnet werden kann, müsse individuell geklärt werden. Grundsätzlich werde aber versucht, für jeden Studierenden die bestmögliche Lösung zu finden. Studierende, die über einen Aufenthalt in der Türkei nachdenken, verweist Markus Symmank an das Auswärtige Amt. Das könne die Sicherheitslage besser einschätzen. Um mehr über die Lage vor Ort zu erfahren, könne man auch mit Leuten sprechen, die dort waren, oder sich direkt an die Gasthochschule wenden, sagt er. Wer sich entscheidet nicht in die Türkei zu reisen, kann in Deutschland Sprachkurse belegen und sich so mit der türkischen Kultur beschäftigen.

ABGEFAHREN



„Aiaiaiaa!“ Diesen Schrei stößt Tarzan aus, wenn er sich kinderleicht durch die Bäume hangelt. Neidisch? Nicht nötig. In uns allen steckt eine kleine Jane oder ein kleiner Tarzan. Unser Autor hat seinen entdeckt – im Revierpark Wischlingen.

TEXT ROBIN LINDEMANN FOTOS JUDITH WIESRECKER



Verkrampft klammere ich mich an das Sicherungsseil auf der Zwischenplattform in den Baumgipfeln. „Jetzt besser konzentrieren“, denke ich. Als erprobter Angsthase achte ich genau darauf, dass ich mit beiden Karabinern am Seil gesichert bin – Vorsicht ist geboten. Doch die journalistische Sorgfaltspflicht verlangt es, an dieser Stelle zu erwähnen, dass sich dieses von mir dramatisch beschriebene Szenario zunächst nur etwa sechs Meter über dem Erdboden abspielt. Für jemanden mit Höhenangst ist das jedoch eine Herausforderung.

Ich fange ganz von vorne an. Bevor der Spaß im Hochseilgarten des Revierparks richtig losgeht, erhalten meine pflichtlektüre-Kollegin Leonie (Funktion: seelischer Beistand) und ich am Eingang das nötige Equipment: ein Klettergeschirr mit Karabinerhaken und Rollen sowie Handschuhe. Nachdem die Gurte angelegt sind, geht es zur ersten Station für eine kurze Einführung. Eine junge Mitarbeiterin erklärt uns, wie wir die Haken und Rollen richtig einsetzen. Auf einem kleinen Übungspfad ganz dicht über dem Boden lernen wir, uns zu sichern. Danach können wir auf eigene Faust den Park erkunden. Mein Blick

wandert nach oben, wo sich Stahlseile, Bretter und andere Hindernisse durch die Kronen riesiger Bäume schlängeln. Ich denke: „Was, ich soll hier schon allein klettern?“

Zum Glück gibt es im Kletterpark verschiedene Pfade. Jeder hat einen eigenen Schwierigkeitsgrad. Grundsätzlich besteht jede Route aus unterschiedlichen Hindernissen, die sich jeweils zwischen zwei Bäumen befinden. Um die Baumstämme herum sind Plattformen angebracht, auf denen die Besucher für kurze Zeit immer wieder „festen“ Boden unter den Füßen haben. Da meine Höhenangst bereits auf die Barrikaden geht (natürlich auf nicht allzu hohe), entscheiden wir uns zu Beginn für einen mittelschweren Pfad, den Fun-Parcours. Tückisch aneinandergereihte Balken, Gummibänder und Drahtseile müssen wir überwinden.

Nach einiger Zeit werden wir routinierter. Das Versetzen der Haken geht uns nun leichter von der Hand – es fängt an, Spaß zu machen. Für mich aber nur, weil die leichteren Pfade recht nah über dem Boden verlaufen. Bei den schwierigen Routen muss ich schließlich passen. Zum Glück ist Kollegin Leonie mutiger.

Sie wagt sich in die Kronen der über 20 Meter hohen Bäume und überwindet wacklige Stämme und steil aufsteigende Strickleitern. Ich soll ausrichten, dass es viel Spaß gemacht hat! Ihr Höhepunkt: die lange Seilrutsche über den See.

Fazit: Der Kletterpark ist nichts für Unbewegliche. Dafür bietet er umso mehr Spaß für Abenteurer. Auch Leute mit Klettererfahrung finden noch Herausforderungen. Anfänger müssen sich ein bisschen Routine aneignen. Ich werde wiederkommen. Vielleicht wage ich mich dann auch an die schwierigeren Pfade heran – vorausgesetzt, meine Höhenangst bleibt auf dem Boden.

WO? Revierpark Wischlingen, Höfkerstraße 12

WIE? Buslinien 447 und 465 bis „Revierpark“ oder S-Bahn S2 bis Haltepunkt „Wischlingen“

WANN? In den Sommerferien (17. Juli bis 29. August) täglich von 10 bis 20 Uhr; saisonale Öffnungszeiten findet ihr auf der Website

WIE TEUER? Für Studierende 23 Euro

WEB? tree2tree.de/de/hochseilgarten/hochseilgarten-dortmund

SUDOKU

4	1		8			3		
9			3		2		6	4
		2		4			8	
				8	9			
		6				5		
			7	1				
	7			6		8		
3	4		2		8			1
		8			7		4	2

		7			8	9	6	3
	6							
		8		1		4		5
			6					4
2	3	9				5	8	6
7					9			
6		1		9		8		
							5	
8	5	4	2			6		

				7		8		6
9			5			4	7	
		7					3	5
			4	3				2
6	2			1			4	9
1				9	2			
3	7					6		
	1	6			9			3
2		5		4				

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Institut für Journalistik, TU Dortmund

PROJEKTLEITERIN

Prof. Dr. Wiebke Möhring (ViSdP)

REDAKTIONSLEITERIN

Sigrun Rottmann

REDAKTION

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, Campus Nord, 44227 Dortmund

CHEFIN VOM DIENST

Julia Knübel

FREQUENZÜBERWACHUNG

Stephan Kleiber

BÜHNENBILD

Markus Bergmann

TEXTCHEF

Leo Exuzidis

ILLUSTRATIONEN

Nanna Zimmermann

FOTOREDAKTION

Markus Bergmann, Karolina Timoschadtschenko, Lukas Wilhelm, Ben Schröder, Judith Wiesrecker

LAYOUT & GRAFIK

Janis Beenen, Salome Berblinger, Stephan Kleiber, Anneke Niehues, Sarah Schieferecke, Martin Schmitz, Nanna Zimmermann, Philipp Ziser

TEXTREDAKTION

Bettina Ansorge, Annabell Bialas, Andrea Böhnke, Jana-Sophie Brüntjen, Ricarda Dieckmann, Leonie Freynhofer, Marie-Joëlle Gallinge, Melina Gries, Linda Hopius, Dana Hortmann, Leonie Krzistetzko, Tim Lievertz, Robin Lindemann, Lisa Oenning, Sarah Schieferecke, Anna-Lena Siebert, Maike Velden, Rebecca Wolfer

DAS GRAFIK-TEAM DANKT (NACH KURTZEM NACHDENKEN) ...
... der pflichtlektüre. Dafür, dass sie uns so viele Jahre begleitet hat.
Es war schön mit ihr. Jetzt kommt Kurt – und auf dem Schlüssel der
Pfortner steht immer noch Indopendent.

DRUCK

Hitzegrad Print Medien & Service GmbH
Feldbachacker 16, 44149 Dortmund

Print  kompensiert
Id-Nr. 1765739
www.bvdm-online.de

